

SCHAUERWERK

TORSTEN NICODEMUS

Dracula

Nach Bram Stoker

AKTIOKRAT VERLAG

TORSTEN NICODEMUS

Dracula

Nach Bram Stoker

LESEPROBE

AKTIOKRAT VERLAG

Hinweis

Dieses Werk basiert auf dem gemeinfreien Roman
„*Dracula*“ von Bram Stoker.

Die vorliegende Fassung ist eine eigenständige
literarische Neuerzählung, die sprachlich, strukturell und
inhaltlich neu interpretiert und erweitert wurde.

Dieses Leseprobe-PDF ist urheberrechtlich geschützt.

© 2026 Aktiokrat Verlag · Torsten Nicodemus

Alle Rechte vorbehalten.

Dies ist eine unverkäufliche Leseprobe.

Kapitel 1

Die Reise nach Bistritz

Jonathan Harker

Ich war bereits mehrere Tage unterwegs, als ich bemerkte, wie sehr sich die Welt um mich herum verändert hatte.

Nicht schlagartig — nicht wie ein Wechsel von Kulisse zu Kulisse, bei dem eine Landschaft endet und eine andere beginnt — sondern langsam, in Schichten. Es war, als würde man ein vertrautes Bild immer weiter vom Licht weg drehen, bis die Schatten plötzlich mehr erzählten als das, was beleuchtet blieb.

Je weiter ich nach Osten kam, desto rauer wurde die Umgebung.

Städte, die auf der Karte wie feste Punkte wirkten, lagen in der Wirklichkeit geduckt zwischen Hügeln. Häuser standen enger zusammen, Mauern wirkten schwerer, Fenster kleiner. Selbst die Farben schienen gedämpfter — weniger Schmuck, mehr Zweckmäßigkeit. Man hatte das Gefühl, dass diese Orte nicht entstanden waren, um schön zu sein, sondern um zu bestehen.

In den Gesichtern der Menschen lag eine Härte, die ich aus England nicht kannte. Es war keine Feindseligkeit. Eher eine ernste Wachsamkeit, als könne man es sich nicht leisten, unaufmerksam zu sein. Ein Ausdruck, der sagte: Hier passieren Dinge, die man ernst nehmen muss.

Im Abteil wechselte die Sprache, als wechselte man den Griff an einer Kofferflasche. Deutsch, Ungarisch, Rumänisch — ich verstand nur Bruchstücke. Manchmal einen Ortsnamen, manchmal einen halben Satz, der im Rattern der Räder unterging. Einmal eine

kurze Bemerkung, die mehrere Köpfe gleichzeitig nicken ließ, und dann wieder Schweigen.

Ich hielt meinen Reiseführer aufgeschlagen auf den Knien und verglich die Orte, die wir passierten, mit den Beschreibungen darin. Karten, Daten, Entfernungen — sie gaben dem Unbekannten eine Form. Und Formen konnte man handhaben.

Mein Ziel war Bistritz, von wo aus ich weiter in die Karpaten reisen sollte.

Je näher wir kamen, desto stärker spürte ich eine eigentümliche Spannung. Ich konnte sie nicht erklären. Vielleicht war es nur die Fremdheit des Landes. Vielleicht die Aussicht, einen Mann zu treffen, über den ich bislang nur durch Briefe Kenntnis besaß.

Diese Briefe waren höflich, korrekt, altmodisch im Ton. Graf Dracula stellte keine Fragen, die nicht auf das Geschäft zielten — und doch hatte ich beim Lesen manchmal das Gefühl gehabt, als liege unter der sauberen Sprache etwas Hartes.

Nicht Unfreundliches.

Eher... unbewegliches.

Ich nahm einen der Briefe noch einmal hervor, obwohl ich ihn beinahe auswendig kannte. Das Papier war schwer, die Schrift sorgfältig, jeder Buchstabe exakt gesetzt, als sei auch die Handschrift eine Form von Disziplin. Er hatte mir genaue Anweisungen gegeben: welchen Zug ich nehmen sollte, welche Verbindung zuverlässig war, in welchem Gasthaus ich übernachten müsse. Selbst die Uhrzeiten waren präzise angegeben, mit dem Hinweis, dass man sich in diesen Gegenden nicht immer auf Fahrpläne verlassen könne.

Es war eine Höflichkeit, die zugleich etwas anderes enthielt — eine Art stiller Kontrolle.

Als der Zug schließlich in Bistritz einfuhr, war es Abend.

Der Himmel war noch hell, doch die Schatten lagen bereits schwer zwischen den Häusern, als hätten sie sich dort festgesetzt. Ich stieg aus und spürte sofort die andere Luft: kälter als erwartet, trocken, durchzogen vom Geruch nach Rauch und Tieren. Es war keine unangenehme Luft — nur eine, die deutlich machte, dass ich mich nicht mehr in der vertrauten Welt befand.

Auf dem Bahnsteig waren Menschen, doch niemand schien Zeit verschwenden zu wollen. Bewegungen waren zielgerichtet, Gesprä-

che kurz. Einige blickten zu mir herüber — nur einen Moment — schnell wieder weg, wie man hinsieht, wenn etwas nicht hierher gehört.

Ich fand das Gasthaus „Zur Goldenen Krone“ ohne Schwierigkeiten.

Die Tür war schwer, das Holz glatt von vielen Händen. Als ich sie öffnete, schlug mir Wärme entgegen. Der Geruch nach Essen und Bier hing in der Luft, dazu Wolle, nasse Mäntel, Kerzenwachs. Stimmen füllten den Raum, Lachen dazwischen, das Klirren von Besteck.

Für einen Moment fühlte ich mich wieder wie nichts weiter als ein Reisender.

Ich trat an den Tresen und nannte meinen Namen.

Der Blick der Wirtin veränderte sich sofort.

Es war, als sei etwas in ihrem Gesicht kurz erstarrt. Sie bekreuzigte sich beinahe unmerklich — so schnell, dass sie es hätte abstreiten können, wenn ich sie darauf festgenagelt hätte.

„Sie reisen zu ihm?“, fragte sie leise.

„Zu Graf Dracula“, antwortete ich.

Das Wort schien im Raum zu verharren.

Nicht laut — eher wie ein Zug, der plötzlich durch einen stillen Bahnhof fährt. Gespräche brachen nicht vollständig ab, doch sie verloren ihren Fluss. Ein Stuhlbein kratzte über den Boden. Jemand stellte sein Glas zu hart ab.

Ich spürte Blicke.

Nicht neugierig.

Prüfend.

Ein Flüstern zog durch den Raum. Einzelne Silben, die ich nicht verstand. Und dann — deutlich — zweimal der Name: „Dracula“.

Es war kein Tadel. Eher ein Warnsignal.

Ich lächelte ruhig.

„Geschäftlich“, sagte ich, obwohl niemand gefragt hatte.

Die Wirtin nickte mechanisch, gab mir meinen Schlüssel und erklärte mir den Weg. Ihre Stimme war normal, doch ihr Blick wich meinem aus, als hätte sie Angst, zu lange hineinzusehen.

Bevor ich die Treppe hinaufging, brachte man mir noch eine Mahlzeit — ein Gericht aus Fleisch, Paprika und Zwiebeln, stark gewürzt, mit einer Schärfe, die mir zunächst die Augen tränen ließ. Der Geschmack war kräftig, ungewohnt, aber nicht unangenehm. Man erklärte mir, es sei eine lokale Spezialität, und ich erinnerte mich daran, dass mein Gastgeber in seinem Brief erwähnt hatte, ich solle unbedingt das „Paprika-Hendl“ probieren, da es zu den besten Gerichten der Region gehöre.

Die Tatsache, dass er selbst daran gedacht hatte, erstaunte mich — und verstärkte zugleich das Gefühl, dass er jeden Schritt meiner Reise bereits vorausgesehen hatte.

Während ich die Treppe hinaufging, hörte ich, wie die Gespräche hinter mir wieder ansprangen — aber leiser.

Nicht, weil es spät war.

Sondern weil ich noch da war.

Oben in meinem Zimmer angekommen, stellte ich meine Tasche ab und nahm erneut meinen Reiseführer zur Hand. Neben den üblichen Informationen über Straßenverhältnisse und Entfernungen enthielt er auch einige Notizen über lokale Bräuche und Aberglauben. Ich hatte sie bisher nur flüchtig gelesen — aus Neugier, nicht aus ernsthaftem Interesse.

Doch jetzt blieb mein Blick daran hängen.

Der 4. Mai.

Vorabend des St.-Georgs-Tages.

Es hieß, in dieser Nacht seien alle bösen Dinge der Welt besonders stark, und man müsse sich schützen. Menschen würden Türen verriegeln, Tiere im Stall halten, Kreuze anbringen.

Ich legte das Buch langsam zur Seite.

Durch die Wand hörte ich Stimmen aus dem Gastraum — gedämpft, unruhig, immer wieder unterbrochen von kurzen Pausen, als spreche man über etwas, das man nicht laut benennen wollte.

Und zum ersten Mal fragte ich mich, ob meine Reise vielleicht mehr bedeutete als nur ein Geschäft.

*

Mein Zimmer war schlicht, doch sauber — nicht die Art von Sauberkeit, die man aus Londoner Hotels kennt, wo alles nach frisch gewischter Ordnung riecht, sondern eine, die aus Gewohnheit entsteht: Holz, das jeden Tag abgewischt wurde, Decken, die nach dem Trocknen wieder glatt gestrichen waren, ein Boden, der vom Gehen blank geworden war.

Es roch nach Holz und kaltem Stoff. Der Rauch, der aus dem Gastraum heraufstieg, hatte sich in die Balken eingegraben, so wie sich Gerüche in alten Häusern nicht nur an die Luft, sondern an die Zeit heften. Es war ein Geruch, der zugleich beruhigte und fremd machte — als läge in ihm das Versprechen eines warmen Feuers und die Erinnerung daran, dass draußen ein Land begann, in dem die Nächte früh kamen.

Ich stellte meine Tasche ab und blieb einen Augenblick stehen, einfach nur lauschend.

Die Wände waren dünn genug, dass Geräusche hindurch drangen, wenn man still war und horchte: gedämpfte Stimmen aus dem Gastraum, ein kurzes Lachen, das abbrach, das Klirren von Geschirr, das Knarren eines Stuhls. Nichts Bedrohliches. Nichts, was nicht zu einem Gasthaus gehörte.

Und doch lag über allem eine Zurückhaltung, als redete man nicht so frei, wie man es eigentlich könnte.

Ich setzte mich auf das Bett, zog mein Tagebuch hervor und schlug es auf. Die Feder lag vertraut in meiner Hand — dieser kleine, beruhigende Akt, der einer Reise einen Rahmen gibt. Ich schrieb ein paar Zeilen, rein aus Gewohnheit, als könne ich mit Worten Ordnung schaffen: Datum, Ort, Eindrücke, die nüchternen Fakten, an denen sich ein vernünftiger Geist festhalten kann.

Gerade als ich die Feder absetzen wollte, klopfte es.

Nicht laut. Nicht fordernd.

Ein vorsichtiges, kurzes Klopfen, als wolle jemand die Tür nur berühren, um sich zu vergewissern, dass sie wirklich da sei. Es war der Ton eines Menschen, der lieber gar nicht stören würde, aber sich gezwungen fühlt.

„Ja?“ sagte ich.

Die Tür öffnete sich langsam.

Die Wirtin trat ein.

In ihren Händen hielt sie ein kleines Kruzifix.

Nicht wie einen Schmuck, den man jemandem schenkt, um höflich zu sein, nicht wie eine religiöse Zierde — sondern so, als trüge sie etwas, das schwerer war als Metall. Als wäre es Pflicht. Als wäre es Schutz. Vielleicht sogar letzter Versuch.

Sie sagte nichts sofort. Sie stand da, die Lippen leicht geöffnet, als müsse sie den Mut erst sammeln, Worte auszusprechen, die man nicht gern ausspricht.

Dann hielt sie mir das Kruzifix hin.

„Nehmen Sie es“, sagte sie.

Ihre Stimme war leise, doch in ihr lag etwas Dringliches, das keinen Widerspruch duldete.

Ich war überrascht — und, ich muss es zugeben, auch verlegen. Es fühlte sich unpassend an, als hätte ich einen privaten Raum betreten, der mir nicht zustand.

„Aber... ich bin Engländer“, entgegnete ich, und sobald der Satz ausgesprochen war, klang er hohl. Als sei meine Herkunft plötzlich eine schlechte Ausrede, um sich vor etwas zu schützen, das man nicht verstand.

Die Wirtin sah mich an, und in ihren Augen lag keine Frömmigkeit, sondern Angst.

„Umso mehr“, flüsterte sie.

Sie sagte es nicht dramatisch. Nicht wie in Geschichten, die man sich am Kamin erzählt. Sie sagte es wie eine nüchterne Feststellung — als hätte sie schon zu viele Männer gesehen, die glaubten, Vernunft sei ein Schild.

Dann griff sie mit der freien Hand in ihre Schürze und zog ein gefaltetes Papier hervor.

„Das ist für Sie gekommen“, sagte sie leise.

Ich erkannte sofort die Handschrift.

Der Brief des Grafen.

Ich öffnete ihn, während sie noch im Raum stand, und überflog die wenigen Zeilen. Er bestätigte darin meine Weiterreise am nächsten Abend, erwähnte erneut die Kutsche, die mich erwarten würde, und versicherte mir seine Gastfreundschaft. Die Worte waren höflich, beinahe herzlich — doch in diesem Moment, unter dem Blick der Wirtin, wirkten sie plötzlich schwerer, als lägen zwischen den Zeilen Bedeutungen, die ich bisher übersehen hatte.

„Sie fahren heute Nacht“, sagte sie.

Es war keine Frage.

Ich nickte.

Ihre Lippen begannen leicht zu zittern.

„Heute ist der Vorabend des St.-Georgs-Tages“, sagte sie leise.
„Wissen Sie nicht...?“

Ich schüttelte den Kopf.

Sie machte ein Kreuzzeichen über meiner Stirn — so schnell, dass ich erst im Nachhinein begriff, was sie getan hatte.

„In dieser Nacht“, flüsterte sie, „sind alle bösen Dinge der Welt frei.“

Die Worte klangen nicht wie Aberglaube.

Sie klangen wie Erinnerung.

Ich wollte protestieren, höflich ablehnen, mit einem Lächeln erklären, dass ich für solche Dinge nicht empfänglich sei. Doch der Ernst in ihrem Blick erstickte jede Form von Leichtigkeit.

Ich nahm das Kruzifix.

Es war kalt.

Nicht nur kühl wie Metall im Abend. Kalt, als hätte es die Nacht gespeichert, als trüge es einen eigenen Winter in sich. Ein seltsamer Gedanke — und doch konnte ich ihn nicht abschütteln, weil diese Kälte so unverhältnismäßig war, so endgültig.

Die Wirtin blieb noch einen Herzschlag zu lang stehen. Ihr Blick glitt zu meinen Händen, als wolle sie sicher sein, dass ich es nicht gleich wieder weglegte. Dann bewegten sich ihre Lippen, als wollte sie noch etwas sagen — und sie schüttelte kaum sichtbar den Kopf, als sei jedes weitere Wort gefährlich.

Plötzlich griff sie nach meiner Hand.

Ihre Finger waren rau von Arbeit, warm — und sie drückten das Kruzifix fest gegen meine Haut, als wolle sie sicherstellen, dass ich es wirklich behielt.

„Für Ihre Mutter“, sagte sie leise.

Ich verstand nicht sofort.

Dann begriff ich.

Es war kein religiöser Rat.

Es war ein Abschied.

Sie ging.

Ich schloss die Tür hinter ihr, lehnte mich kurz dagegen und stand still, das Kruzifix zwischen den Fingern.

Durch die Wand hörte ich das Gasthaus: Stimmen, halbe Sätze, ein leises Lachen, das zu früh endete. Und dazwischen immer wieder dieses Murmeln — nicht wie gewöhnliches Gerede, sondern wie etwas, das man unterdrückt. Ich verstand die Worte nicht, aber ich verstand das Gefühl dahinter: dass ich Thema war. Dass ich etwas tat, das man nicht tat.

Ich hing mir das Kruzifix um den Hals.

Nicht aus Glauben.

Aus Instinkt.

Aus dem kindischen, aber unbestreitbaren Bedürfnis, in einem fremden Land nicht vollkommen unbewaffnet zu sein — selbst wenn die Waffe nur ein Stück Metall war.

Als ich später im Dunkeln lag, spürte ich es auf der Haut. Es drückte leicht, ein kleiner Punkt Kälte, der mich nicht einschlafen ließ.

Und durch die Wand hörte ich noch lange Stimmen, die wussten, was ich nicht wusste.

*

Ich wurde früh geweckt.

Noch bevor ich ganz bei Bewusstsein war, nahm ich wahr, dass das Gasthaus anders klang als am Abend zuvor. Keine träge Morgenruhe, kein gemütliches Klappern von Geschirr, kein langsames

Erwachen. Stattdessen ein gedämpftes, geschäftiges Treiben — als müsse man etwas erledigen, bevor es zu spät wurde.

Als ich mich aufsetzte, war das Zimmer kalt. Das Feuer war längst erloschen, und das blasse Licht, das durch die Scheiben fiel, brachte Helligkeit, aber keine Wärme. Ich hörte unten Stimmen — leise, schneller als gewöhnlich gesprochen, immer wieder unterbrochen.

Der 4. Mai.

Vorabend des St.-Georgs-Tages.

Man hatte mir erklärt, dass dieser Tag hier besondere Bedeutung habe. Ich hatte es als regionale Eigenheit abgetan, wie man sie überall findet: jeder Ort hat seine Heiligen, seine Bräuche, seine Ängste, die sich im Kalender festsetzen.

Doch als ich mich anzog, spürte ich, dass es mehr war als Folklore.

Ich trat mit dem Kruzifix auf der Brust die Treppe hinunter. Das Holz knarrte unter meinen Schritten, und es war, als würde jeder Knarrlaut für einen Moment die Stimmen unten binden.

Als ich den Gastraum betrat, verstummten Gespräche — nicht vollständig, aber kurz, abrupt, als hätte jemand mitten im Satz den Atem verloren. Dann setzten sie wieder ein, leiser.

Blicke trafen mich.

Nicht feindselig.

Nicht neugierig.

Mitleidig.

Eine Frau nahe der Tür sah mich an, als wolle sie etwas sagen. Ihre Lippen bewegten sich, doch kein Ton kam heraus. Schließlich bekreuzigte sie sich, als wolle sie einen unsichtbaren Kreis zwischen mir und ihr ziehen, und wandte den Blick ab.

Ich setzte mich, nahm mein Frühstück, doch ich merkte, dass ich schneller aß als sonst. Nicht aus Hunger — eher aus dem Gefühl heraus, dass ich hier nicht bleiben durfte. Nicht lange. Als sei Verweilen ein Fehler.

Als ich aufstand, trat der Wirt selbst zu mir.

Er sagte nichts, legte mir jedoch ein kleines Bündel in die Hand — ein Stück Brot, ein wenig Käse, in ein Tuch gewickelt. Seine Finger berührten dabei kurz meine.

„Für die Reise“, murmelte er.

Dann bekreuzigte auch er sich.

Draußen stand die Postkutsche bereit, als hätte sie die Nacht hindurch dort gewartet.

Der Morgen war klar, fast schön — ein Himmel ohne Wolken, ein Licht, das die Dächer des Dorfes berührte und sie für einen Augenblick friedlich aussehen ließ. Doch die Luft passte nicht dazu. Sie hatte eine Kälte, die nichts mit der frische des Frühjahres zu tun hatte. Sie biss in die Finger, stach in die Lungen, sobald ich einatmete, und ließ meinen Atem wie dünnen Rauch vor meinem Mund stehen.

Die Pferde dampften leicht. Wenn sie schnaubten, stieg der Atem in weißen Stößen auf, und das Lederzeug knarrte, sobald der Kutscher an den Riemen zog. Es klang wie Arbeit — wie Eile.

Ich trat näher, hob meinen Koffer an den Griffen und spürte das Gewicht bis in die Handgelenke. Der Griff war kalt, als hätte das Metall selbst die Nacht gespeichert. Der Kutscher nahm mir das Gepäck mit einer knappen Bewegung ab, ohne mich anzusehen, und warf es nach hinten, als wöge es nicht mehr als ein Mantel.

Als ich einstieg, rückten die Fahrgäste ein wenig zur Seite.

Nicht viel.

Nur gerade genug.

Aber es war nicht die gewöhnliche Höflichkeit des Reisens, dieses automatische „Machen Sie Platz“. Es war ein Ausweichen. Ein instinktives Zurückweichen, als müsse zwischen mir und ihnen ein kleiner Spalt bleiben.

Ich setzte mich, zog den Mantel enger und fühlte, wie sich der Wagen unter meinem Gewicht minimal senkte. Der Innenraum roch nach nassem Stoff, nach altem Leder, nach Mensch und langer Fahrt. Über mir wackelte ein kleines Fenster im Holzrahmen bei jedem Windstoß, klirrte leicht, bis es sich wieder beruhigte.

Eine ältere Frau gegenüber beugte sich ein Stück vor.

Ihre Hände zitterten, nicht vom Alter allein, sondern von etwas, das tiefer saß. Sie murmelte ein paar Worte in einem Ton, der zugleich zärtlich und ängstlich war, und machte dabei diese schnelle Bewegung mit den Fingern — ein Zeichen, das ich am Vorabend bereits gesehen hatte, als hätte man es im Schlaf gelernt.

Dann griff sie nach meiner Hand.

Bevor ich reagieren konnte, drückte sie mir etwas hinein — einen kleinen Rosenkranz aus Holzperlen, glatt vom Gebrauch.

„Für Sie“, flüsterte sie.

Ich wollte protestieren, doch sie schüttelte hastig den Kopf.

„Nosferatu“, sagte sie leise.

Das Wort war mir unbekannt.

Ein Mann neben ihr murmelte etwas auf Ungarisch — ich verstand nur einzelne Silben: „Ordog“... „Vrolok“... „Satan“... „Hölle“... Worte, die sich wie Splitter durch die Luft bewegten.

Ich spürte, wie sich ein unangenehmes Ziehen in meiner Brust ausbreitete.

Nicht Angst.

Noch nicht.

Aber die Ahnung, dass ich in etwas hineingeraten war, dessen Regeln ich nicht kannte.

Ihre Augen hielten meinen Blick nicht.

Sie sah eher an mir vorbei, so als würde sie nicht mich betrachten, sondern etwas, das hinter mir stand.

Ich nickte ihr zu, dankbar, ohne zu wissen, wofür. Es war das einzige, was mir in diesem Moment möglich erschien: Dankbarkeit spielen, weil Vernunft noch keinen anderen Umgang damit gefunden hatte.

Der Kutscher schlug den Schlag zu.

Ein Ruck.

Die Kutsche setzte sich in Bewegung.

Anfangs führte der Weg durch belebtere Gegenden.

Häuser, niedrige Höfe, Felder, die noch grau und hart da lagen. Menschen waren bei der Arbeit, und das Geräusch unserer Räder mischte sich mit dem Knacken von Holz, dem Ruf eines Hahns,

dem Scheppern eines Eimers. Es war alles so gewöhnlich, dass ein Teil von mir sich entspannen wollte.

Doch dann geschah es.

Nicht einmal dramatisch.

Nur auffällig genug, um sich festzusetzen.

Ein Mann, der an einem Zaun stand, hielt inne, als wir näher kamen. Er sah nicht lange, er starrte nicht — er blickte nur kurz, und in dieser kurzen Sekunde machte er eine Bewegung, die ich inzwischen wiedererkannte: die Hand, die die Brust berührt, das schnelle Kreuzzeichen, als könne man es unauffällig erledigen.

Weiter vorn, bei einem kleinen Hof, stand eine Frau mit einem Kind. Sie sah die Kutsche kommen, griff das Kind an der Schulter und zog es unwillkürlich näher an sich, ohne den Blick von uns zu lösen.

Ich spürte, wie meine Nackenhaare sich sträubten, nicht aus Angst, sondern aus Irritation. Diese Blicke hatten nichts mit Fremdenneugier zu tun. Sie hatten die gleiche Qualität wie der Blick der Wirtin, als ich meinen Namen genannt hatte: ein kurzes Erkennen, gefolgt von einem reflexhaften Abwehrimpuls.

Die Räder ratterten weiter.

Das Holz ächzte.

Der Wagen schaukelte, und jedes Mal, wenn er in ein Loch fiel, prallten wir kurz gegeneinander, als sei der Innenraum plötzlich zu klein.

Ich bemerkte, dass niemand im Wagen sprach.

Nicht dieses übliche, belanglose Gerede von Reisenden. Keine Frage nach dem Wetter, kein Kommentar über die Straße. Nur Atem. Nur das Rutschen von Stoff, wenn jemand sich bewegte.

Und immer wieder dieses kleine Geräusch: die Finger, die unbewusst über ein Amulett glitten, als müsse man sich vergewissern, dass es noch da ist.

Je weiter wir fuhren, desto einsamer wurde die Landschaft.

Die Hügel wurden steiler. Der Wald rückte näher an die Straße heran, als dränge er uns zusammen. Die Bäume standen dichter, und ihre Kronen schlossen sich über dem Weg wie ein dunkler Bogen. Das Licht blieb zwar, doch es wirkte plötzlich weiter weg.

Der Weg wurde unebener.

Die Kutsche begann stärker zu rütteln.

Ich musste mich an der Sitzkante festhalten, nicht weil ich sonst stürzen würde, sondern weil das Holz unter mir bei jedem Stoß so hart war, dass es schmerzte.

In einer Kurve sah ich zum ersten Mal eines der Wegkreuze näher.

Nicht nur als Punkt im Vorbeifahren, sondern deutlich: ein grob geschnittes Kreuz, dunkel vom Wetter, davor ein kleines Bündel vertrockneter Blumen. Ein Mann stand daneben, als hätte er genau auf diesen Augenblick gewartet. Als die Kutsche an ihm vorbei ratterte, zog er den Hut, senkte den Kopf und murmelte ein kurzes Gebet.

Nicht langsam, nicht feierlich.

Schnell.

Als müsse es reichen.

Als müsse man es in den Wind werfen, bevor dieser es verschluckt.

Ich zwang mich zu einem inneren Lächeln.

Ein alter Brauch, sagte ich mir.

Ein Tag, den man für gefährlich hielt.

Ein Überbleibsel aus Zeiten, in denen man mehr Angst vor der Dunkelheit hatte als vor Rechnungen.

Doch mein Lächeln war nicht mehr so sicher wie am Vorabend.

Denn selbst der Kutscher — der Mann, der diese Strecken offenbar gewohnt war — wurde unruhiger.

Er sprach nicht.

Er bewegte sich härter, schneller.

Die Peitsche blieb meistens unbenutzt, doch seine Hände arbeiteten an den Zügeln, als müsste er die Pferde ständig neu ordnen. Einmal wandte er sich halb um, als wolle er etwas sagen — sein Mund öffnete sich, seine Augen suchten kurz den Innenraum — dann schloss er die Lippen wieder, als hätte er sich im letzten Moment dagegen entschieden.

Stattdessen trieb er die Pferde an.

Und die Kutsche schoss ein wenig schneller über den Weg.

*

Als wir schließlich hielten, war es nicht an einem Ort, der nach „Halt“ aussah.

Keine Häuser.

Kein Gasthaus.

Kein Licht, das menschliche Nähe versprach.

Nur eine Stelle, an der der Weg etwas breiter wurde — eine unbestimmte Kreuzung zwischen Wald und Hügel, als hätte die Landschaft selbst dort einen Atemzug gemacht. Die Bäume standen dichter als zuvor, dunkle Stämme, deren Kronen sich über uns schlossen, sodass selbst der Himmel nur in schmalen Streifen sichtbar blieb. Der Wind kam hier freier durch die Senke, strich über den Boden, fuhr zwischen die Zweige und brachte ein leises, klagendes Geräusch hervor, das sich irgendwo zwischen Rascheln und Flüstern bewegte.

Die Luft roch nach feuchtem Holz und kalter Erde.

Ein Geruch, der nichts mit Städten zu tun hatte.

Nichts mit Sicherheit.

Der Kutscher sagte etwas nach vorne zu den Postillonon, die Pferde schnaubten unruhig, und dann kam die Erklärung: Ich müsse hier aussteigen. Eine andere Kutsche werde mich abholen.

Die Worte wurden nicht direkt an mich gerichtet.

Sie wurden halb in den Wagen gesprochen, als wolle man vermeiden, dass sie Gewicht bekamen, wenn man sie laut aussprach.

Doch ich verstand sofort.

Die anderen Fahrgäste wechselten nervöse Blicke.

Ich bemerkte, wie eine ältere Frau hastig ein Kreuzzeichen machte. Ein Mann zog seinen Mantel enger um sich, als wäre die Luft plötzlich kälter geworden. Niemand widersprach. Niemand stellte Fragen. Niemand bot an, noch ein Stück gemeinsam zu fahren.

Stattdessen geschah etwas Merkwürdiges.

Mehrere Hände streckten sich nach mir aus.

Nicht gleichzeitig — eher zögernd, unsicher — doch nacheinander legten mir Menschen kleine Dinge in die Hand: ein weiteres Kreuz aus Holz, ein kleines Medaillon, eine Schnur mit Knoten, ein Stück Stoff mit eingesticktem Symbol. Murmeln begleitete jede dieser Bewegungen — Worte, die ich nicht verstand, Gebete vielleicht, Warnungen vielleicht.

Die alte Frau, die mir bereits den Rosenkranz gegeben hatte, flüsterte erneut:

„St.-Georgs-Nacht... heute Nacht...“

Ein Mann neben ihr sagte leise ein Wort, das ich wiedererkannte:

„Nosferatu.“

Und in diesem Moment spürte ich etwas sehr Deutliches:

Ich steige nicht einfach um.

Ich werde zurückgelassen.

Der Gedanke traf mich nicht wie Panik — eher wie ein langsames Absinken des Bodens unter den Füßen.

Ich stieg aus.

Der Boden war hart und steinig, durchsetzt mit gefrorenen Erdklumpen, die unter meinen Sohlen knackten. Der Wind griff sofort nach mir, fuhr unter meinen Mantel, nahm mir die Wärme aus dem Gesicht und ließ meine Augen tränen. Ich stellte mein Gepäck neben mich, hob den Kragen hoch und drehte mich noch einmal zur Kutsche.

Niemand sah mich an.

Die Gesichter waren abgewandt, als hätte ich in dem Moment aufgehört, zu ihrer Welt zu gehören.

Dann setzten sich die Pferde wieder in Bewegung.

Die Räder knirschten über den steinigen Weg, zuerst langsam, dann schneller.

Zu schnell.

Viel zu schnell für einen gewöhnlichen Abschied.

Es war kein Wegfahren.

Es war Flucht.

Ich stand am Rand der Straße und sah dem Wagen nach, bis er zwischen den Bäumen verschwand. Das Geräusch der Räder wurde leiser, dann dumpfer, dann verlor es sich vollständig im Wind.

Und plötzlich war ich allein.

Der Wind strich über die Straße.

Die Bäume bewegten sich leise.

Sonst nichts.

Die Dämmerung kam nicht wie ein langsames Einschlafen der Landschaft.

Sie kam, als würde jemand den Tag mit einem einzigen Griff zusammenfalten und fortnehmen.

Eben noch konnte ich die Linien der Hügel erkennen, die hellen Stellen der Steine am Weg, das matte Grün der ersten Blätter an den Bäumen — und dann, fast im nächsten Atemzug, wurde alles flacher, grauer, stiller. Farben verschwanden, Konturen wurden hart und scharf. Der Himmel wirkte plötzlich weiter entfernt und zugleich bedrückender, als läge ein unsichtbares Gewicht über dem Tal.

Der Wind nahm zu.

Nicht gleichmäßig, sondern stoßweise.

Böen fuhren durch den Wald, ließen Äste gegeneinander schlagen und den Boden mit einem Rascheln überziehen, das in der zunehmenden Stille viel zu laut klang. Jeder Laut blieb einen Augenblick länger hängen, als er sollte — als wollte er mir sagen: Hör hin.

Eine Stille entstand, die nicht beruhigte, sondern wartete.

Ich bemerkte, wie mein Körper reagierte, bevor mein Verstand es tat. Meine Schultern spannten sich unwillkürlich an, und meine Hände suchten Halt an den Riemen meines Gepäcks, als bräuchte ich etwas Festes in einer Umgebung, die mir fremd geworden war.

Ein Ast knackte irgendwo.

Trocken.

Deutlich.

Der Klang schnitt durch die Stille wie ein Messer.

Ich drehte mich sofort um.

Nichts.

Nur dunkle Stämme.

Ein Vogel flog auf, ein kurzer Flügelschlag gegen das fahle Grau des Himmels, dann verschwand er wieder zwischen den Zweigen.

Wieder Stille.

Ich hörte mein eigenes Blut in den Ohren rauschen. Mein Atemklang zu laut in dieser Landschaft, zu lebendig für diesen Ort. Die Kälte kroch langsam durch meine Stiefel in die Füße und von dort weiter in die Beine, als versuche der Boden selbst, mich festzuhalten.

Zeit begann sich zu verändern.

Sekunden wurden länger.

Ich wusste nicht, wie lange ich dort stand — vielleicht Minuten, vielleicht länger — doch jeder Augenblick fühlte sich gedehnt an, als hätte die Welt beschlossen, mich prüfen zu wollen.

Zum ersten Mal seit Beginn meiner Reise fragte ich mich ernsthaft, ob es klug gewesen war, sie überhaupt anzutreten.

Bis zu diesem Punkt hatte Abenteuerlust einen großen Teil meiner Gedanken getragen. Die Vorstellung neuer Orte, neuer Menschen und neuer Erfahrungen hatte etwas Belebendes gehabt.

Doch hier ...

Hier war nichts Belebendes.

Nur Einsamkeit.

Und eine Umgebung, die mir still, aber deutlich sagte, dass ich nicht mehr in England war.

Nicht mehr in der Welt, die ich verstand.

Ein erneutes Geräusch ließ mich zusammenfahren.

Diesmal näher.

Ein Rascheln im Unterholz.

Ich hielt unwillkürlich den Atem an. Mein Herz begann schneller zu schlagen. Für einen Moment glaubte ich, zwischen den Bäumen Bewegung zu sehen.

Vielleicht nur Schatten.

Vielleicht mehr.

Dann legte sich der Wind für einen Augenblick.

Und mit ihm verschwand jedes Geräusch.

Die Stille wurde so vollkommen, dass sie beinahe körperlich spürbar war — als hätte jemand die Welt angehalten.

In diesem Moment verstand ich etwas, das ich zuvor nur theoretisch gewusst hatte:

Ich war allein.

Vollständig allein.

Wenn jetzt etwas geschah, gab es niemanden, der helfen würde. Niemanden, der mich hören konnte.

Dieser Gedanke ließ eine feine, kalte Spur entlang meiner Wirbelsäule hinab laufen.

Ich zwang mich, ruhig zu atmen.

Versuchte, logisch zu bleiben.

Eine Kutsche würde kommen.

Natürlich würde sie kommen.

Es war nur eine Frage der Zeit.

Und doch begann ein Teil von mir zu ahnen, dass dieser Ort nicht zufällig gewählt worden war. Dass hier etwas begann.

Nicht nur eine Reise.

Sondern etwas anderes.

Etwas, dessen Bedeutung ich noch nicht verstand — dessen Schatten ich jedoch bereits spüren konnte.

Und genau in diesem Moment hörte ich Hufe.

Zuerst schwach.

Kaum mehr als ein Ton zwischen Wind und raschelnden Ästen.

Dann wieder.

Regelmäßig.

Gleichmäßig.

Nicht die unruhigen Schritte eines zufällig vorbeikommenden Pferdes, sondern der Rhythmus einer Fahrt mit Ziel und Absicht.

Das Geräusch kam näher.

Doch nicht hastig.

Es war, als wüsste der Fahrer bereits, dass er mich finden würde.

Dann brach die Kutsche aus der Dunkelheit hervor.

Vier Pferde.

Groß.

Dunkel.

Ihr Atem stand wie Rauch in der kalten Luft, und ihre Körper glänzten im letzten fahlen Licht. Sie bewegten sich mit beinahe wilder Kraft — und doch vollkommen kontrolliert, als würden sie von einer Hand geführt, die keinen Widerstand kannte.

Der Wagen selbst war schwarz.

Nicht einfach dunkel lackiert, sondern tief schwarz, als hätte das Holz das Licht verschluckt. Selbst die Metallbeschläge glänzten kaum; alles an dieser Kutsche schien darauf ausgelegt zu sein, mit der Nacht zu verschmelzen.

Sie hielt direkt vor mir.

Abrupt.

Die Pferde schlugen Funken aus dem Stein.

Der Kutscher blieb einen Moment reglos auf dem Bock sitzen. Hochgewachsen. In einen dunklen Mantel gehüllt. Sein Gesicht lag vollständig im Schatten einer Kapuze oder eines breitkrempeigen Hutes, sodass ich nur einzelne Konturen erkennen konnte — eine scharfe Nase, einen festen Kiefer, unbewegliche Lippen.

Ich wartete auf ein Wort.

Eine Frage.

Irgendein Zeichen gewöhnlicher Höflichkeit.

Nichts.

Als wäre Sprache bedeutungslos geworden.

„Ich bin Jonathan Harker“, sagte ich schließlich, mehr um die Stille zu brechen als aus wirklicher Notwendigkeit.

Der Kutscher nickte nur.

Dann streckte er die Hand aus.

Ich zögerte einen Augenblick.

Nicht bewusst — eher instinktiv.

Dann nahm ich sie.

Und erschrak.

Die Hand war eisig.

Nicht kalt wie Winterluft.

Nicht wie die Hand eines Mannes, der lange draußen gestanden hatte.

Es war eine andere Kälte.

Trocken.

Fest.

Fast, als läge unter der Haut etwas Härteres als Fleisch.

Seine Finger schlossen sich mit einer Kraft um meine Hand, die nicht grob war, aber jeden Gedanken an Widerstand sinnlos erscheinen ließ. Mühelos zog er mich hinauf, als wöge ich kaum etwas.

Ich stieg ein.

Innen roch es nach altem Leder und Holz, nach Pferd und kalter Luft. Der Raum war eng. Das Polster gab kaum nach. Das Fenster war beschlagen, und durch die Scheibe sah ich nur graue Bewegungen, Schatten, die der Wind in die Welt zeichnete.

Kaum hatte ich Platz genommen, setzte sich die Kutsche in Bewegung.

Nicht langsam.

Nicht vorsichtig.

Kein Anrollen, kein zögerliches Zupfen der Zügel.

Der Wagen sprang beinahe vorwärts, als hätten die Pferde nur auf ein unsichtbares Signal gewartet.

Ich musste mich festhalten, um nicht gegen die Seitenwand zu schlagen.

Draußen ratterten die Räder über Steine. Der Wagen schaukelte, und die Stöße gingen durch das Holz bis in meine Knochen. Der Weg führte sofort steil bergauf. Ich spürte die Neigung, spürte, wie die Kutsche sich gegen den Hang drückte, als würde sie nicht fahren, sondern steigen.

Der Wind wurde stärker.

Und die Dunkelheit dichter.

Der Kutscher sprach kein Wort.

Nicht einmal, um die Pferde zu beruhigen.

Nur das Knacken des Leders, das Schnauben der Tiere und das harte, gleichmäßige Schlagen der Hufe.

Nach einiger Zeit bemerkte ich etwas Seltsames.

Wir überholten andere Fuhrwerke.

Ich erkannte sie im Vorüberfahren nur als dunkle Umrisse — Wagen, die ich zuvor auf der Straße gesehen hatte, deren Fahrer nun erstaunt aufblickten, als wir mit einer Geschwindigkeit an ihnen vorbei schossen, die für diese Wege unmöglich schien. Einer rief etwas, ein kurzer, warnender Ruf — doch der Kutscher reagierte nicht.

Wir fuhren weiter.

Schneller.

Als würden Steigung und Dunkelheit keine Bedeutung besitzen.

*

Bald verließen wir die befestigte Straße.

Ich merkte es, bevor ich es sah: an dem plötzlichen, unregelmäßigen Rütteln, an dem Klang der Räder, die nun nicht mehr über eine ebene Fläche liefen, sondern über einen Weg, der aus Steinen und Erde bestand, aus Spurrillen und Unebenheiten. Der Wald rückte näher, bis Äste das Dach streiften.

Mehrmals hörte ich das Kratzen von Zweigen über dem Holz.

Trocken.

Unangenehm.

In dieser Nacht viel zu laut.

Die Pferde wurden unruhiger.

Ich spürte es durch den Wagenboden — ein anderes Schlagen der Hufe, weniger gleichmäßig, mehr gespannt. Einmal hörte ich eines der Tiere scharf schnauben, und der Wagen schwankte kurz, als hätte es den Kopf hoch gerissen.

Der Kutscher sagte nichts.

Er zog nur leicht an den Zügeln.

Und sofort beruhigten sich die Tiere wieder.

Diese Reaktion fiel mir auf.

Es war keine gewöhnliche Beruhigung, kein gut trainiertes Tier, das auf vertraute Kommandos reagiert. Es wirkte eher, als hätten die Pferde einen Impuls gespürt, der stärker war als ihre eigene Unruhe.

Dann sah ich es.

Nicht sofort deutlich, eher wie ein Fehler im Blickfeld.

Wieder ein bläulicher Schimmer nahe dem Boden, irgendwo am Rand des Weges.

Er flackerte auf — kaum mehr als ein Hauch Licht — und verschwand wieder.

Ich blinzelte.

Vielleicht hatte ich mich getäuscht. In solcher Dunkelheit sieht man Dinge, weil man sie erwartet.

Doch wenige Minuten später erschien es erneut.

Diesmal deutlicher.

Ein blauer Schein, der wie eine kleine Flamme über dem Boden stand, ohne zu flackern wie Feuer. Er schien nicht zu brennen — er schien zu leuchten. Kalt. Still. Unnatürlich.

Die Pferde reagierten sofort.

Ein scharfes Wiehern.

Der Wagen ruckte.

Der Kutscher hielt an.

So abrupt, dass ich wieder nach dem Sitz greifen musste.

Ohne ein Wort stieg er ab.

Ich hörte seine Schritte im Kies, hörte, wie er zur Stelle ging. Dann dieses Geräusch: das Scharren eines Stiefels, das Kratzen von Stein über Erde, als suche er nach etwas, das man nicht einfach sehen kann.

Die Pferde wurden nervös.

Ich hörte das Schlagen ihrer Hufe, das Knarren des Geschirrs, ein unruhiges Schnauben.

Dann geschah etwas, das ich später oft in Erinnerung rufen sollte.

Der Kutscher hob nur die Hand.

Keine Bewegung der Peitsche.

Kein Zuruf.

Nur die Hand.

Und die Pferde wurden still.

Nicht allmählich.

Sofort.

Als hätte jemand einen Schalter umgelegt.

Ich spürte eine Gänsehaut über meinen Rücken laufen.

Der Fahrer blieb einen Moment bei dem blauen Licht stehen.

Und für einen Augenblick — ich kann bis heute nicht sicher sagen, ob es Einbildung war oder Wirklichkeit — schien der Schein ihn zu berühren. Als würde die Flamme sich ausdehnen, ihn streifen, einen schwachen Schimmer über seinen Mantel werfen.

Doch er reagierte nicht.

Er beugte sich kurz vor, als prüfe er den Boden, dann kehrte er zurück, stieg wieder auf und setzte die Fahrt fort.

Es geschah nicht nur einmal.

Es geschah immer wieder.

Jedes Mal erschien dieses Licht.

Jedes Mal hielten wir an.

Und jedes Mal handelte er, als folge er Markierungen, die nur er erkennen konnte.

Ich erinnerte mich an eine Notiz im Reiseführer: dass man diese Lichter für Zeichen verborgener Schätze halte. Ein alter Aberglaube, der vermutlich aus Irrlichtern und sumpfigem Boden entstanden war.

Doch hier war kein Sumpf.

Und diese Lichter wirkten nicht wie Zufall.

Sie wirkten wie Wegzeichen.

Wie Hinweise.

Wie etwas, das uns — oder ihn — führte.

Mit jeder Wiederholung wuchs in mir ein Gefühl, das ich nicht mehr vollständig unter Kontrolle hatte.

Nicht offene Angst.

Noch nicht.

Aber das langsame Entstehen der Überzeugung, dass ich Zeuge von etwas war, das sich nicht mehr vollständig mit Vernunft erklären ließ.

Der Wald wurde dichter.

Die Dunkelheit tiefer.

Und irgendwo in der Ferne — so leise, dass ich es zunächst für den Wind hielt — hörte ich ein Geräusch, das mein Herz schneller schlagen ließ.

Ein langgezogenes Heulen.

*

Zuerst war es nur ein einzelner, langgezogener Ruf aus der Ferne — so weit entfernt, dass er beinahe schön wirkte, wie eine melancholische Melodie, deren Bedeutung man nicht versteht und die gerade deshalb etwas Anziehendes besitzt. Der Ton schwebte über die Berge, getragen vom Wind, und verlor sich wieder in der Dunkelheit.

Dann kam ein zweiter Ruf.

Näher.

Tiefer.

Und ein dritter antwortete ihm von einer anderen Richtung.

Innerhalb weniger Sekunden vervielfachte sich das Geräusch. Die Stimmen der Tiere verbanden sich zu einem Chor, der die Nacht selbst zu erfüllen schien. Es war kein gewöhnliches Heulen mehr — es hatte etwas Archaisches, Ursprüngliches, als würde eine uralte Sprache gesprochen, älter als Menschen, älter als Worte.

Die Luft schien zu vibrieren.

Ich spürte es in meiner Brust, wie man die tiefen Töne einer Orgel in einer Kathedrale spürt, wenn der Klang nicht nur hörbar, sondern körperlich wird. Mein Herz begann schneller zu schlagen, ohne dass ich es bewusst wollte.

Die Pferde reagierten sofort.

Das gleichmäßige Ziehen verwandelte sich in unruhiges Stampfen. Ihr Schnauben wurde höher, nervöser, und ich fühlte, wie die Muskeln unter ihren Flanken arbeiteten, als wollten sie fliehen und zugleich gezwungen werden, weiterzugehen. Der Wagen bekam ein anderes Schaukeln — härter, unregelmäßiger — als kämpften die Tiere nicht nur gegen den Weg, sondern gegen ihre eigene Angst.

Ich packte die Sitzkante fester.

Meine Finger wurden weiß, obwohl ich Handschuhe trug. Der kalte Lederrand schnitt durch das Material bis auf die Haut, doch ich bemerkte es kaum. Mein Blick suchte automatisch in der Dunkelheit zwischen den Bäumen.

Und dort sah ich sie.

Augen.

Erst ein Paar.

Dann mehrere.

Gelbliche Punkte im Mondlicht, die sich bewegten.

Sie glitten zwischen den Stämmen dahin, parallel zur Kutsche, geschmeidig und lautlos. Es wirkte beinahe unwirklich — als wären die Wölfe keine Tiere aus Fleisch und Knochen, sondern Schatten, die gelernt hatten, sich zu bewegen. Manchmal verschwand ein Paar Augen hinter einem Baum, nur um wenige Sekunden später an anderer Stelle wieder aufzutauchen.

Ich konnte ihre Körper kaum erkennen.

Nur Bewegung.

Und diese Augen.

Doch diesmal blieben sie nicht auf Abstand.

Langsam.

Unmerklich.

Kamen sie näher.

Weitere Schatten tauchten auf — links, rechts, hinter uns. Das Knacken von Zweigen, das Rascheln von Unterholz, gedämpfte Schritte im Laub. Die Geräusche umgaben uns nun vollständig, und ich begriff mit wachsendem Entsetzen, dass wir nicht mehr begleitet wurden.

Wir wurden umkreist.

Ein Gedanke kroch durch mein Bewusstsein, kalt und unerwünscht:

Sie folgen uns.

Nicht aus Hunger.

Nicht aus Zufall.

Sondern aus einem Grund.

Die Pferde wurden jetzt wirklich panisch.

Ich spürte das Zittern durch den Wagenboden, hörte das schrille Wiehern, das Knarren der Geschirre unter Spannung. Der Wagen verlangsamte sich, nicht weil der Fahrer bremste, sondern weil die Tiere sich gegen die Bewegung stemmten.

Der Kutscher blieb vollkommen ruhig.

Während ich die wachsende Spannung kaum ertragen konnte, saß er dort wie eine Statue, die Teil der Kutsche geworden war. Seine Haltung veränderte sich nicht, seine Schultern blieben gerade, seine Bewegungen kontrolliert. Die Zügel lagen sicher in seinen Händen, und selbst die nervösen Bewegungen der Pferde schienen ihn nicht zu beunruhigen.

Dann hielt er an.

Nicht abrupt diesmal.

Sondern bewusst.

Als hätte er entschieden, dass dieser Moment gekommen war.

Er stieg ab.

Ich hielt unwillkürlich den Atem an.

Er trat ein paar Schritte vom Wagen weg — direkt in die Dunkelheit hinein, dorthin, wo die Augen zwischen den Bäumen glühten.

Die Wölfe wurden sichtbar.

Nicht mehr nur Punkte im Schatten, sondern Körper — groß, sehnig, beweglich. Ihr Fell schimmerte grau im Mondlicht, ihre Köpfe tief, ihre Bewegungen lautlos. Sie bildeten einen lockeren Kreis um die Kutsche, hielten Abstand — doch es war ein Abstand, der jederzeit verschwinden konnte.

Der Fahrer hob die Hand.

Nur diese Bewegung.

Und wieder geschah es.

Das Heulen verstummte.

Nicht langsam.

Nicht abnehmend.

Sondern schlagartig.

Als hätte jemand der Nacht selbst den Atem abgeschnitten.

Die Wölfe hielten inne.

Ihre Körper erstarrten beinahe, die Köpfe leicht gesenkt, die Augen auf ihn gerichtet.

Er stand mitten unter ihnen.

Und für einen Augenblick hatte ich den vollkommen irrationalen, aber unausweichlichen Eindruck, dass er nicht der Eindringling in ihrem Reich war.

Sondern ihr Mittelpunkt.

Ein kalter Schauer lief mir über den Rücken.

Dann kehrte er zurück zur Kutsche.

Stieg auf.

Und ohne Eile, ohne sichtbare Anstrengung, brachte er die Pferde wieder in Bewegung.

Diesmal liefen sie.

Nicht widerwillig.

Nicht panisch.

Sondern mit einer Geschwindigkeit, die fast verzweifelt wirkte — als wollten sie diesen Ort hinter sich lassen, so schnell es ihre Körper erlaubten.

Der Kutscher wandte sich halb um.

Zum ersten Mal sah ich sein Gesicht deutlicher im bleichen Licht des Mondes. Die Züge waren scharf geschnitten: eine gebogene Nase, hohe Wangenknochen, Lippen fest geschlossen. Seine Haut wirkte blass, fast grau im kalten Licht, und seine Augen lagen tief im Schatten unter den Brauen.

Doch was mich am meisten traf, war der Ausdruck darin.

Ich konnte ihn nicht einordnen.

Es war weder Freundlichkeit noch Feindseligkeit.

Weder Müdigkeit noch Aufmerksamkeit.

Etwas Unbewegliches.

Als läge hinter seinen Augen ein Bewusstsein, das nicht an gewöhnliche Gefühle gebunden war.

Und wieder fiel mir auf, wie kalt seine Hand gewesen war, als er mir geholfen hatte.

Nicht die Kälte der Nacht.

Nicht die Kälte eines Menschen, der lange draußen gearbeitet hatte.

Eine andere Kälte.

Eine, die nicht von außen kam.

Ein feiner Schauer lief mir über den Rücken.

Für einen Moment hatte ich das Gefühl, dass die Wölfe nicht wegen uns verstummt waren.

Sondern wegen ihm.

Und dieser Gedanke blieb bei mir, während die Kutsche weiter in die Berge hinein fuhr, schneller nun, tiefer in die Dunkelheit, auf ein Ziel zu, das ich noch nicht verstand — aber bereits zu fürchten begann.

*

Je höher wir stiegen, desto einsamer wurde die Welt.

Der Wald trat allmählich zurück, als hätte er uns bis zu einer unsichtbaren Grenze begleitet und würde nun nicht weitergehen. Die Bäume wurden niedriger, krummer, vom Wind geformt, bis sie schließlich ganz verschwanden und nur noch nackter Fels blieb. Graue Steinflächen ragten aus der Erde wie Knochen aus einer alten Wunde, und der Weg, auf dem wir fuhren, schien sich in den Berg hineinzuschneiden wie eine Narbe, die niemals verheilt war.

Der Wind wurde stärker, je höher wir kamen.

Er war nicht einfach kalt — er hatte eine Stimme. Ein langgezogenes Heulen, das über die Hänge strich, durch Spalten fuhr, zwischen Felsen brach und wiederkehrte, als würde etwas Unsichtbares die Berge durchstreifen und uns beobachten. Mehr als einmal hatte ich das Gefühl, dass wir nicht nur aufstiegen, sondern uns aus der Welt der Lebenden entfernten, Schritt für Schritt, Radumdrehung

für Radumdrehung.

Die Pferde arbeiteten schwer.

Ihr Atem stieg in weißen Wolken auf, ihre Hufe schlugen dumpf auf den harten Boden, und manchmal rutschte ein Stein unter einem Eisen weg, sodass die Kutsche kurz schwankte. Doch der Kutscher — diese dunkle, schweigende Gestalt — hielt die Zügel mit unerschütterlicher Ruhe. Seine Haltung war unbeweglich, als gehöre er selbst zu diesem Gebirge.

Ich wagte kaum zu sprechen.

Etwas in mir sagte, dass Worte hier nicht hingehörten.

Dann, in der Ferne, sah ich eine Silhouette.

Zuerst hielt ich sie für einen Felsen.

Eine unregelmäßige Form gegen den Himmel, dunkel, kantig, kaum von den Bergen zu unterscheiden. Doch während die Kutsche näher kam, veränderte sich die Wahrnehmung. Linien wurden deutlicher. Formen erkennbarer.

Zinnen.

Türme.

Mauern.

Das Schloss.

Es erhob sich gegen den Himmel, nicht wie ein Gebäude, das Menschen errichtet hatten, sondern wie ein Teil des Berges selbst — als sei es aus dem Stein gewachsen, geformt von derselben Gewalt, die auch diese Felsen geschaffen hatte. Es wirkte uralte. Nicht nur alt im Sinne von Jahren, sondern alt im Sinne von Zeit selbst — als hätte es Generationen überdauert, Kriege gesehen, Leben verschlungen und dennoch unverändert dort gestanden.

Ein Schauer lief über meinen Rücken.

Ich wusste, dass ich es erreicht hatte.

Und zugleich hatte ich das Gefühl, dass ich etwas anderes erreicht hatte — einen Ort außerhalb der gewöhnlichen Ordnung der Welt.

Die Kutsche verlangsamte sich.

Der Weg führte nun direkt auf die Mauern zu, die immer größer wurden, je näher wir kamen. Sie ragten hoch auf, dunkel und feucht vom Wetter, und an manchen Stellen wirkten sie, als seien sie

selbst Teil des Felsens, auf dem sie standen.

Kein Licht war zu sehen. Kein Zeichen von Leben.

Nur Stein.

Und Schatten.

Vor uns erhob sich ein großes Tor.

Massiv.

Schwer.

Aus dunklem Holz und Eisen gefertigt.

Es öffnete sich.

Lautlos.

Ich hatte erwartet, das Knarren alter Scharniere zu hören, das Schleifen von Holz über Stein — doch nichts davon geschah. Das Tor glitt einfach auseinander, als hätte jemand unsichtbar entschieden, dass wir eintreten durften.

Wir fuhren hinein.

Der Innenhof war weit.

Und leer.

Die Mauern ragten ringsum hoch auf, und der Himmel darüber wirkte schmal, wie ein ferner Streifen Licht zwischen dunklen Klippen. Der Wind strich zwischen den Gebäuden hindurch und erzeugte ein tiefes, klagendes Geräusch, das sich in den Ecken verlor und wiederkehrte — als würde das Schloss selbst atmen.

Ein Gefühl von Beobachtung legte sich auf meine Haut.

Nicht von einer bestimmten Richtung.

Vom Ort selbst.

Die Kutsche hielt.

Die Pferde stampften unruhig, als wollten sie nicht hier sein.

Der Kutscher stieg ab.

Er kam um die Kutsche herum und reichte mir die Hand.

Als seine Finger sich um meine schlossen, zuckte ich unwillkürlich zusammen.

Sie war nicht nur kalt.

Sie war hart.

Wie Eisen unter Haut.

Kein menschlicher Griff hatte je so gewirkt.

Er half mir aus zu steigen, hob dann mein Gepäck wieder mühe-
los vom Wagen, als hätte es kein Gewicht. Seine Bewegungen waren
ruhig, effizient, ohne jede Anstrengung. Ich bemerkte, dass ich sei-
nen Atem nicht sah, obwohl die Luft kalt genug war, um meinen
eigenen sichtbar werden zu lassen.

Ein unangenehmes Gefühl kroch in mir hoch.

Ich wollte ihm danken.

Es war eine automatische Höflichkeit, ein Reflex aus der Welt,
aus der ich gekommen war.

Ich drehte mich um.

Und in diesem Augenblick war er verschwunden.

Nicht gegangen.

Verschwunden.

Die Stelle, an der er gestanden hatte, war leer.

Ich blickte zum Tor.

Die Kutsche war ebenfalls fort.

Kein Geräusch von Rädern.

Kein Hufschlag.

Nichts.

Als hätte es sie nie gegeben.

Ein kalter Strom durchlief meinen Körper.

Ich stand allein im Hof.

Mit meinem Gepäck zu meinen Füßen.

Dem Kruzifix auf der Brust.

Dem Atem weiß in der Luft.

Vor mir erhob sich das Schloss.

Und ich wusste — nicht als Gedanke, sondern als körperliches
Gefühl, tief im Inneren — dass ich eine Grenze überschritten hatte,
die sich nicht auf Karten einzeichnen lässt.

Eine Grenze zwischen Welt und Albtraum.

Zwischen Leben und etwas anderem.

Etwas, das hier wartete.

Und mich bereits kannte.

Dann hörte ich Schritte.

Langsam.

Fest.

Nicht hastig.

Das große Portal des Schlosses öffnete sich von innen.

Diesmal hörte ich das Geräusch.

Ein tiefes, schweres Gleiten von Holz über Stein.

In der Öffnung stand ein Mann.

Hochgewachsen.

Dünn.

In einen dunklen Mantel gekleidet.

Sein Gesicht war blass — ungewöhnlich blass — mit scharf geschnittenen Zügen, einer gebogenen Nase, hohen Wangenknochen und einem Mund, dessen Lippen ungewöhnlich rot wirkten im kalten Licht. Das Haar war dunkel, glatt nach hinten gestrichen, und die Augen lagen tief unter schweren Brauen.

Er trat einen Schritt vor.

Seine Bewegungen waren ruhig.

Kontrolliert.

Als hätte er unbegrenzt Zeit.

Dann sprach er.

„Willkommen in meinem Haus.“

Seine Stimme war tief, weich, mit einem fremden Akzent, der jedes Wort sorgfältig formte.

„Treten Sie ein — freiwillig und aus eigenem Willen.“

Ein seltsamer Satz.

Zu feierlich für eine einfache Begrüßung.

Doch bevor ich darüber nachdenken konnte, trat er näher und streckte die Hand aus.

Ich nahm sie.

Und wieder spürte ich diese Kälte.

Die gleiche Kälte wie beim Kutscher.

In diesem Moment verstand ich.
Der Fahrer.
Und der Mann vor mir.
Waren ein und dieselbe Person.
Ein kurzer Schwindel erfasste mich.
Doch er lächelte.
Höflich.
Beinahe freundlich.
„Ich bin Dracula“, sagte er.

ENDE

Möchtest du wissen, wie es weitergeht?

Der vollständige Roman ist jetzt erhältlich. Alle Kaufmöglichkeiten findest du auf unserer Webseite:

Print & eBook (Kindle):

<https://aktiokrat.com/de/books/dracula>

Vielen Dank, dass du die Leseprobe gelesen hast.

Wir hoffen, du bist genauso gespannt auf die Fortsetzung wie Jonathan Harker!